

Frederick Cooper

Kolonialismus denken



Konzepte und Theorien in kritischer Perspektive

campus

Kolonialismus denken

Reihe »Globalgeschichte«
Band 2

Herausgegeben von Sebastian Conrad, Andreas Eckert und Ulrike Freitag

Frederick Cooper ist Professor für Afrikanische Geschichte an der New York University. Er gilt als einer der wichtigsten Vertreter der postkolonialen Theorie und Geschichte. 2012 erscheint im Campus Verlag sein zusammen mit Jane Burbank verfasstes Buch *Imperien der Weltgeschichte. Das Repertoire der Macht vom alten Rom und China bis heute.*

© Campus Verlag GmbH

Frederick Cooper

Kolonialismus denken

Konzepte und Theorien in kritischer Perspektive

Aus dem Englischen von Reinhart Kößler und Rohland Schuknecht

Campus Verlag
Frankfurt/New York

© Campus Verlag GmbH

Die Originalausgabe erschien 2007 unter dem Titel *Colonialism in Question. Theory, Knowledge, History* bei der University of California Press.

© 2005 The Regents of the University of California

Published by arrangement with University of California Press

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie.

Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-593-38576-1

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2012. Alle deutschsprachigen Rechte bei Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main.

Umschlaggestaltung: Guido Klütsch, Köln

Umschlagmotiv: Der französische Staatspräsident Charles de Gaulle 1958 in Dakar. © akg-images

Druck und Bindung: Beltz Druckpartner, Hemsbach

Printed in Germany

www.campus.de

© Campus Verlag GmbH

Inhalt

Vorwort (Andreas Eckert)..... 7

Danksagung 11

Teil I: Kolonialismusforschung und interdisziplinäre Wissenschaft

1 Einleitung: Koloniale Fragen, historische Entwicklungslinien..... 19

2 Aufstieg, Niedergang und Wiederaufstieg der *colonial studies*,
1951–2001 69

Teil II: Problematische Begriffe

3 Identität (mit Rogers Brubaker) 109

4 Was nützt der Begriff der Globalisierung?
Aus der Perspektive eines Afrika-Historikers 160

5 Moderne 194

Teil III: Die Möglichkeiten der Geschichte

6 Staaten, Imperien und politische Phantasie.....255

7 Arbeit, Politik und das Ende des Imperiums
in Französisch-Afrika.....337

8 Schluss: Kolonialismus, Geschichte, Politik.....379

Vorwort

Andreas Eckert

Selbst hierzulande, wo Kolonien lange als etwas galten, was vor allem andere europäische Mächte wie Großbritannien und Frankreich betraf, hat das Thema »Kolonialismus« inzwischen beträchtliche Konjunktur. Die Gründe für dieses Interesse sind vielfältig und berühren politische wie wissenschaftliche Aspekte. »Postkoloniale« Ansätze, wie sie sich im Gefolge von Edward Saids inzwischen klassischer Studie *Orientalism* entwickelt haben, betonen etwa, dass eine Vielzahl von Beziehungsmustern und Effekten kolonialer Herrschaft bis heute nachwirkt. Sie sehen die heutige Welt nach wie vor geprägt von imperialen und neokolonialen Herrschaftsverhältnissen und kulturellen Beziehungen, welche die alten, oft rassistisch konnotierten Ungleichheiten reproduzieren und verfestigen. Überdies setzt sich zunehmend die Einsicht durch, dass das koloniale Projekt keine Einbahnstraße war und nicht nur die Kolonisierten, sondern ebenso die Kolonisierenden prägte und veränderte.

Folglich geraten die Rückwirkungen der kolonialen Erfahrungen auf die »Metropolen« verstärkt in das Blickfeld der Forschung. Eine Geschichte Europas unter Ausblendung von Imperialismus und Kolonialismus zu schreiben, muss heute als antiquiert gelten. Die gegenwärtig prominenten »zentrumsorientierten« Studien zur Kolonialgeschichte interessieren sich allerdings wenig für die Gegebenheiten in den Kolonien selbst und schon gar nicht für die Kolonisierten. Auf der anderen Seite zeichnen viele Studien etwa zur afrikanischen oder asiatischen Geschichte immer noch ein recht plakatives Bild von den europäischen Kolonialherren.

In einem zusammen mit Ann Laura Stoler verfassten programmatischen Aufsatz hat Frederick Cooper vor einigen Jahren hingegen betont, die Geschichte von Kolonisierten und Kolonisierenden müsse in ein gemeinsames analytisches Feld integriert werden. Dieser Aufruf ist anschließend immer wieder zustimmend zitiert, bisher jedoch nur recht selten empirisch eingelöst worden. Auch Cooper geht es im vorliegenden Buch,

das 2005 in englischer Sprache erschien, weniger um eine empirisch belastbare Darstellung der Wechselwirkungen der kolonialen Begegnung. Diese Essaysammlung ist vielmehr eine ebenso originelle wie anspruchsvolle *tour d'horizon*, auf der grundlegende theoretische, methodische und epistemologische Fragen und Probleme bei der Beschäftigung mit dem Thema Kolonialismus diskutiert werden.

Cooper unterzieht die Kolonialismusforschung einer kritischen Musterrung. In diesem Zusammenhang beklagt er etwa den Konformitätsdruck in den Sozial- und Kulturwissenschaften durch akademische Hierarchien, vermeintlich »unbedingt erforderliche« Methodologien und theoretischen Konservatismus. Einst provokative Konstrukte oder Schlüsselkategorien wie Identität, Globalisierung und Moderne hätten sich – nicht nur in der Kolonialismusforschung – allzu oft in Klischees verwandelt.

Die originelle Reflektion von Begriffen und Theorien, verknüpft mit intensiven Quellenstudien, ist charakteristisch für das umfangreiche Œuvre von Cooper, ohne Zweifel einer der produktivsten Historiker seiner Generation, in Deutschland jedoch bislang weitgehend nur Spezialisten bekannt. Begonnen hat Cooper, nach Stationen in Harvard und Ann Arbor heute Professor an der New York University, seine Karriere mit innovativen Studien zur Sklaverei und dem komplexen und nie geradlinigen Übergang von unfreier zu freier Arbeit in Afrika. In der 1980 publizierten Monographie *From Slaves to Squatters* stellte er etwa am Beispiel Kenias und Sansibars heraus, dass Sklaven keineswegs immer nur passive Opfer der Geschichte gewesen sind. Sklaven, so Cooper, bestimmten ihren Alltag besonders in kultureller und religiöser Hinsicht weitaus stärker, als damals gängige Forschungsansichten konzederien wollten.

In einer anschließenden Studie zur kenianischen Hafenstadt Mombasa sowie in seinem vor fünfzehn Jahren publizierten Opus Magnum *Decolonization and African Society* betonte Cooper die große Bedeutung von Arbeitskämpfen, militanten Arbeiterbewegungen und der Bildung von Gewerkschaften für das Ende der Kolonialherrschaft südlich der Sahara. Diese Thematik wird im vorliegenden Band ebenfalls aufgegriffen. Cooper interpretierte die Entscheidung der europäischen Kolonialherren nach dem Zweiten Weltkrieg, dem Druck afrikanischer Gewerkschaften nachzugeben und afrikanische Arbeiter auf derselben Grundlage wie deren europäische Kollegen zu behandeln, als folgenreiche Fehleinschätzung der sozialen Realität Afrikas. Weder die kolonialen noch die nachkolonialen Regime vermochten unter den gegebenen wirtschaftlichen Bedingungen die hohen

Kosten des an Europa orientierten Lohnniveaus und entsprechender Sozialleistungen selbst für einen nur geringen Teil der Arbeiterschaft zu tragen. Dies bestärkte die europäischen Regierungen rasch, ihre formale Herrschaft in Afrika aufzugeben.

Die große Bedeutung von Imperien in der Weltgeschichte, die in *Kolonialismus denken* an mehreren Stellen diskutiert wird, ist Gegenstand von Coopers letztem, zusammen mit Jane Burbank verfassten Buch *Imperien der Weltgeschichte* (auf Deutsch 2012 erschienen). Gegenüber der Dauerhaftigkeit der Staatsform des Imperiums erscheine, so die Autoren, der Nationalstaat als ein kaum vernehmbares Blinken am historischen Horizont, als eine Staatsform, die erst vor nicht allzu langer Zeit im Kontext von Imperien entstand und deren Bedeutung für die politischen Vorstellungen und Praktiken sich als begrenzt und transitorisch erweisen könnte.

Wie gingen Imperien mit Vielfalt um? Diese zentrale Frage der Monographie von Cooper und Burbank wird auch in *Kolonialismus denken* diskutiert. Vor allem in Kapitel 6 legt Cooper dar, dass Imperien ihre menschlichen Ressourcen auf sehr unterschiedliche Weise mobilisierten und kontrollierten, sie ein- oder ausschlossen, belohnten oder ausbeuteten, die Macht teilten oder sie zu zentralisieren suchten. Imperien ermöglichten Verbindungen und Kontakte und trachteten danach, diese zugleich zu überwachen. Imperien konnten Räume von politischen und ethischen Debatten sein, in denen über die Bedeutung von Rechten, Pflichten und Verantwortlichkeiten für unterschiedliche Kategorien von Menschen gestritten wurde. Im britischen Fall etwa bildete der abolitionistische Angriff auf die »Sklaverei unter britischer Flagge« die Grundlage vieler Argumentationslinien über Missbräuche und Verantwortlichkeiten innerhalb des Imperiums.

Um diese Kontexte zu analysieren, brauchen wir, schreibt Cooper im vorliegenden Buch, wissenschaftliche Kategorien, die in der Lage sind, die Probleme sozialer Verknüpfungen, grenzüberschreitender Interaktionen und langfristiger Wandlungsprozesse zu erhellen und nicht zu verdecken. Nötig sind, so seine Forderung, differenzierende Begrifflichkeiten, die das Nachdenken über Verbindungen im Raum sowie über ihre Grenzen fördern und die Spielräume der historischen Akteure stärker reflektieren. Man mag Coopers diesbezügliche Vorschläge noch etwas vage finden oder weiterhin davon überzeugt sein, dass die von ihm als problematisch, gar nutzlos erachteten Begriffe wie »Identität« oder »Moderne« sinnvolle analytische Kategorien darstellen. In jedem Fall aber bietet *Kolonialismus denken*

diverse fundierte methodische und inhaltliche Anregungen für die stetig wachsende Zahl von Personen, die sich intensiver mit Fragen des Kolonialismus auseinandersetzen.

Berlin, Dezember 2011

Danksagung

Am meisten Dank schulde ich denen, die in den Anmerkungen erwähnt sind: Autorinnen und Autoren, die viel und intensiv über das Problem des Kolonialismus in der Weltgeschichte nachgedacht haben. Die größte Anerkennung, die ein Gelehrter einem oder einer anderen Gelehrten zollen kann, besteht in der kritischen Auseinandersetzung mit ihren Ideen, und dieses Buch ist in diesem Geiste geschrieben. Die folgenden Seiten widmen sich Themen, die in den letzten Jahrzehnten große Aufmerksamkeit gefunden haben. Ich hatte das Glück, an diesen Auseinandersetzungen nicht nur in gedruckter Form beteiligt zu sein und sie zu verfolgen, sondern auch an einigen der Konferenzen teilzunehmen, auf denen Fragen des Kolonialismus behandelt wurden, und Vorträge von Besuchern an der University of Michigan und der New York University zu hören, den beiden Institutionen, an denen ich während dieser Jahrzehnte gelehrt habe. Ich kann nicht mehr nachvollziehen, was ich wo im Einzelnen gelernt habe, aber die Kurse an der University of Michigan in »Anthropology and History« sowie »Comparative Studies of Social Transformations« und »Postemancipation Societies« haben wesentlich dazu beigetragen, mich auf neue Perspektiven aufmerksam zu machen. Wie sehr ich auch gewissen Argumentationsweisen und Begriffen kritisch gegenüberstehe, so haben mir die dort vorgetragenen Überlegungen doch erhebliche Denkanstöße gegeben. Die Anmerkungen in diesem Buch beziehen sich auf viele meiner ehemaligen Kolleginnen und Kollegen an der University of Michigan: Sie bringen eine besonders aktive akademische Kultur zum Ausdruck, an der ich mehr als 18 Jahre teilhaben durfte. Indem ich mich auf Personen beschränke, deren Werke im Folgenden tatsächlich zitiert werden (begleitet von der Gefahr, einige zu vergessen), möchte ich die Arbeiten und den Einfluss von Rebecca Scott, Tom Holt, Nancy Hunt, Mamadou Diouf, Bill Sewell, David Hollinger, Geoff Eley, Ron Suny, Julia Adams, Müge Göçek, Ann Stoler, Simon Gikandi, Fernando Coronil, Nick Dirks, Jane Burbank,

Matthew Connelly, Juan Cole, Sue Alcock und George Steinmetz ausdrücklich erwähnen. Die lange Reihe von Wissenschaftlern, die in Michigan zu Gast waren und die ich hören konnte – so Partha Chatterjee, Gyan Pandey, Gyan Prakash und Dipesh Chakrabarty –, eröffneten mir und anderen ein ganz neues Forschungsfeld und neue Perspektiven. Ein besonderer Dank geht an Partha Chatterjee und Gyan Pandey für ihre Gastfreundschaft bei meinem Besuch in Kalkutta und Delhi 1996 und an Mamadou Diouf für seine Großzügigkeit, als wir uns das erste Mal 1986 in Dakar trafen, sowie für den häufigen Austausch seither. Bei denjenigen Teilen dieses Buches (und frühere Veröffentlichungen), die sich vor allem auf das frankophone Afrika beziehen, profitierte ich auch von der Anleitung durch Mohamed Mbodj, Boubacar Barry und Babacar Fall. Die afrikanischen Aspekte der Arbeit gewannen weiter durch Gespräche mit meinen Kollegen in Michigan, besonders mit David Cohen.

Das Imperium von Michigan – in dem die Sonne nie untergeht – wird auf den folgenden Seiten auch in den vielen Hinweisen zu jenen Graduierten aufscheinen, die ich betreute und von denen ich eine Menge gelernt habe, als sie begannen, einflussreiche Beiträge zur Geschichtswissenschaft in der Schlüsselphase ihrer akademischen Entwicklung zu leisten, unter ihnen Susan Thorne, Lora Wildenthal, Christopher Schmidt-Nowara, Ada Ferret, Lisa Lindsay, Pamela Scully, Lynn Thomas, Tim Scarnecchia, Steven Pierce, Dorothy Hodgson, Aims McGuinness, Andy Ivaska, Sarah Womack, Moses Ochonu, Vukile Khumalo und Kerry Ward. Seit meinem Wechsel an die New York University 2002 habe ich neue intellektuelle Heimstätten am History Department, am Institute of French Studies und am Center for Middle Eastern Studies gefunden; sie alle begrüßten und förderten das Nachdenken und Forschen über Fragen des Kolonialismus. Ich traf hier auf eine weitere Gruppe von Gelehrten, deren Forschungen und Schriften über ein breites Spektrum von Imperien mich bei der Niederschrift dieses Buches angeregt und beeinflusst haben, etwa Linda Benton, Mike Gomez, Manu Goswami, Emmanuelle Saada, Harry Harootunian, Rebecca Karl, Khaled Fahmy, Antonio Feros, Tim Mitchell, Louise Young und wie immer Jane Burbank. Ich habe besonders von ausgiebigen Gesprächen mit Manu, Emmanuelle, Antonio und Jane profitiert. Die Graduiertenkurse, die ich an der New York University über Imperien und Dekolonisierung abhielt, veranlassten mich, Abschnitte des Buches neu zu überdenken und umzuschreiben; ich bin vor allem für die kritische Lektüre dankbar, die mein Dekolonialisierungs-Seminar im Herbst 2003 einer älte-

ren Fassung der Einleitung widmete. Dank sage ich hier auch Marc Gouling für die akribische Überprüfung der Anmerkungen.

Ann Stoler bemerkte, dass ich mich mit kolonialen Fragen befasste, bevor ich selbst mir darüber im Klaren war. Unsere Zusammenarbeit bei der Organisation einer von der Wenner-Gren Foundation geförderten internationalen Konferenz 1988 und später bei der Herausgabe von *Tensions of Empire: Colonial Cultures in a Bourgeois World* sollte entscheidende Bedeutung für die Forschungsstrategie haben, die nun zu diesem Buch geführt hat. Während dieser Zeit machte Jane Burbank mich darauf aufmerksam, dass meine Perspektive auf Fragen des Kolonialismus durch die Konzentration auf die von Westeuropa ausgehenden Imperien des 19. und 20. Jahrhunderts eine eingeschränkte war. Diese Botschaft erreichte schließlich ihr Ziel und führte zu unserer Zusammenarbeit im Rahmen eines Graduiertenseminars über »Empires, States and Political Imagination«, das wir sowohl an der University of Michigan wie an der New York University durchführten, sowie zu Konferenzen in Michigan und Istanbul, an denen wir gemeinsam teilnahmen. Der prägende Einfluss dieser Kurse, Treffen und zahlreicher Gespräche kommt im Titel eines der Kapitel dieses Buches und in der dort sowie in der Einleitung entwickelten Argumentation zum Ausdruck.

Ich hatte das große Glück, zu einem Zeitpunkt über den französischen Kolonialismus zu arbeiten, als – nachdem die Frankreich-Historiker lange an einer »nationalen« Sicht auf ihren Gegenstand festgehalten hatten – eine Gruppe jüngerer Gelehrter damit begonnen hatte, dieses Forschungsfeld zu erschließen. Emmanuelle Saada, Emmanuelle Sibaud, Benoît de l'Estoile, Isabelle Merle, Alice Conklin, Jim LeSeur und Todd Sheperd haben mich freundlicherweise in die laufende Diskussion einbezogen. Dank auch an Didier Fassin und Jean-Pierre Dozon für die Einladung, Vorträge an der École des Hautes Études en Sciences Sociales während der Abschlussphase des vorliegenden Buches zu halten, sowie an José Kagabo und Jean-Claude Penrad für viele, in einer gewissen Geistesverwandtschaft geführte anregende Gespräche. Und schließlich geht mein Dank an Cathérine Coquery-Vidrovitch, dass sie mich in der Gemeinschaft der französischen Afrikawissenschaftler willkommen geheißen hat.

Von besonderem Wert für die kritische Lektüre meiner Arbeit und den Kontakt mit den Überlegungen anderer während der Niederschrift von Teilen dieses Buches waren Konferenzen über Kolonialforschung und ähnliche Themen in Neu-Delhi 1996 (organisiert von SEPHIS mit Gyan Pandey und einigen seiner Kollegen als Gastgeber), an der New York

University (organisiert von Emmanuelle Saada), der University of Illinois in Urbana-Champaign (ausgerichtet von Ania Loomba und Suvir Kaul) und der School of American Research in Santa Fe (geleitet von Ann Stoler und Carol McGranahan). Zwei Besuche an der Bosphorus-Universität sowie eine Konferenz über das Osmanische und Russische Reich sowie die Habsburger-Monarchie an der University of Michigan – wodurch wiederholte Diskussionen mit Selim Deringil und Faruk Birtok sowie meiner Kollegin Müge Göçek aus Michigan möglich wurden – beeinflussten meine Vorstellungen von diesen Imperien. Eine von Jürgen Osterhammel und Philippe Burrin am Institut des Hautes Études Internationales in Genf organisierte Konferenz über »Empires in Modern Times« erweiterte meinen Horizont noch mehr. Eine von Susan Pedersen und Caroline Elkins ausgerichtete Konferenz über Siedlerkolonialismus an der Harvard University erbrachte einen nützlichen Kontrast zwischen afrikanischen und ostasiatischen Perspektiven. Mini-Konferenzen über »Globalisierung« am Centre d'Études et de Recherches International in Paris und an der University of California in Irvine regten mich zu einem Aufsatz an, der als Kapitel in dieses Buch eingegangen ist.

Ich danke den Herausgebern von *Theory and Society* für die Erlaubnis, den ursprünglich »Beyond Identity« betitelten Aufsatz (Bd. 29, 2000, S. 1–47) als Kapitel 3 wieder abzdrukken, ebenso wie ich meinem Co-Autor Rogers Brubaker für die Zustimmung danke, den Beitrag in diesen Band aufzunehmen. Ich kann mich nur revanchieren, indem ich auf Rogers' neuen Aufsatzband *Ethnicity without Groups* (Harvard University Press 2004) hinweise. Dank geht an *African Affairs* und Oxford University Press für die Erlaubnis, als Kapitel 4 den Aufsatz mit dem ursprünglichen Titel »What Is the Concept of Globalization Good For? An African Historian's Perspective« (Bd. 100, 2001, S. 189–213) abzdrukken. Schließlich sage ich Dank an *French Politics, Culture, and Society* für die Erlaubnis, als Kapitel 2 einen Artikel abzdrukken, der ursprünglich unter dem Titel »Decolonizing Situations: The Rise, Fall and Rise of Colonial Studies, 1951–2001« (Bd. 20, 2002, S. 47–76) erschienen ist. Ich habe in diesen Aufsätzen ein wenig gestrichen und Anmerkungen verbessert. Abgesehen vom Auffüllen einiger ernstlicher Lücken habe ich aber der Versuchung widerstanden, neues Material einzuarbeiten, das in den wenigen Jahren seit ihrer Veröffentlichung erschienen ist – dem einfachen Umstand geschuldet, weil die Literatur über diese Fragen in einer solchen Geschwindigkeit erscheint, dass

das Neue bereits vom noch Neueren überschattet werden wird, während dieses Buch sich im Druck befindet.

Die meisten der bislang nicht erschienenen, hier enthaltenen Texte wurden in den Jahren 2002 und 2003 niedergeschrieben, als ich Fellow am Center for Advanced Study in the Behavioral Sciences war, das seinen Gästen eine Atmosphäre bietet, wie sie für wissenschaftliches Schreiben günstiger nicht vorstellbar wäre. Mein besonderer Dank richtet sich an die Mellon Foundation, die meinen Aufenthalt gefördert hat, an Doug McAdam, den Direktor des Zentrums, und an Kathleen Much, die scharfsinnige editorische Anmerkungen zu Kapitel 5 beisteuerte.

Die neuen Kapitel des Manuskripts haben insgesamt auch von der Kritik von Bin Wong, Lynn Thomas, Mamadou Diouf, Steven Pierce, Jane Burbank, Emmanuelle Saada, Jane Guyer, Michael Watts und James Clifford profitiert. Monica McCormick von der University of California Press ist weitgehend dafür verantwortlich, dass ich mich entschlossen habe, dieses Buch zu schreiben. Sie beriet mich darüber hinaus in ausgezeichnete Manier beim Aufbau des Buches und sorgte für dessen kontinuierliche Betreuung während des Produktionsprozesses. Die Arbeit mit Monica hat mir verdeutlicht, warum Autoren gerne die mit einem Possessivpronomen versehene Wendung »meine Lektorin« benutzen. Inzwischen hat Monica sich des Pronomens entledigt und verfolgt nun Vorhaben außerhalb des Verlagswesens. So können ihre Autoren ihr nur alles Gute wünschen und hoffen, dass ihre Schriften sich des Vertrauens würdig erweisen werden, das sie über die Jahre hinweg in uns gesetzt hat. Jane Burbank hat von diesem Manuskript mehr und öfter gelesen als alle anderen und nützlichen Rat zu allem erteilt, vom Titel bis zu den Anmerkungen, und zudem den Reichtum ihrer eigenen Gedanken über Imperien und eine Menge anderes mit mir geteilt.

New York City, April 2004

Teil I
Kolonialismusforschung
und interdisziplinäre Wissenschaft

1 Einleitung : Koloniale Fragen, historische Entwicklungslinien

In den letzten beiden Jahrzehnten ist es zu einer wahren Flut wissenschaftlicher Veröffentlichungen zum Thema Kolonialismus gekommen, welche die Grenzen der Disziplinen Literaturwissenschaft, Ethnologie und Geschichte immer wieder überschreitet. Dadurch wurde eine der gravierendsten Blindstellen offengelegt, die in der Auseinandersetzung des Westens mit seiner Geschichte bestand. Mit dem Zeitpunkt hat es aber eine eigenartige Bewandnis: Das wissenschaftliche Interesse am Kolonialismus regte sich, als die Kolonialimperien ihre internationale Legitimität bereits verloren hatten und keine lebensfähigen Formen politischer Organisation mehr darstellten. Zuvor, als der Kolonialismus noch Gegenstand politischer und persönlicher Mobilisierung war, ließen sich Gelehrte und Intellektuelle vor allem vom Drama der Befreiungsbewegungen in ihren Bann ziehen, von den sich nun auftuenden Verheißungen von »Modernisierung« und »Entwicklung« für jene Menschen, die durch Kolonialismus und Rassismus bislang von der Teilhabe am Fortschritt ausgeschlossen gewesen waren.

Teilweise waren die neueren Forschungen und Veröffentlichungen über den Kolonialismus von dem Bestreben motiviert, dafür Sorge zu tragen, diese Vergangenheit nicht dem Vergessen anheim fallen zu lassen. Die koloniale Vergangenheit wird jedoch auch in Erinnerung gerufen, um der Gegenwart eine Lektion zu erteilen – indem nämlich Verbindungslinien zwischen der Geschichte des Imperialismus und der hinter dem Anspruch Europas stehenden Heuchelei gezogen werden, Modelle demokratischer Politik und effizienter Wirtschaftssysteme sowie einen rationalen Ansatz zum Verständnis und zur Veränderung der Welt bereitzustellen. Dieses Anliegen hat einige Gelehrte dazu veranlasst, den komplexen Mechanismen sorgfältig nachzugehen, durch die Europa von seinen Kolonien her geschaffen wurde, und dabei zu erforschen, wie sich jene Kategorien, mit deren Hilfe wir die Vergangenheit der Kolonien und die Zukunft der ehe-

maligen Kolonien verstehen wollen, durch den Prozess der Kolonisierung im Einzelnen herausbildeten.

Ein bedeutender Teil dieser Arbeiten hat die Forschung zum Kolonialismus jedoch aus jener Geschichte herausgelöst, deren Bedeutung wir gerade unterstrichen haben, und den Kolonialismus abstrakt und im Sinne eines Gattungsbegriffs als etwas behandelt, was einer ebenso schlichten Vorstellung von europäischer »Moderne« entgegengesetzt werden könne. Diese Forschungsrichtung hat sich stärker auf *Standpunkte* konzentriert – also auf die kritische Untersuchung der Subjektposition von Gelehrten und Verfechtern politischer Positionen – und weniger auf Prozesse, also darauf, wie die Entwicklungsbahnen eines kolonisierenden Europa und eines kolonisierten Afrika und Asien einander im Zeitverlauf gegenseitig bestimmten. Dieser Ansatz verdeckt nicht nur den Blick auf die Details der Kolonialgeschichte und auf die Erfahrungen der Menschen in den Kolonien. Auch die Bestrebungen der politischen Bewegungen und die damit verbundenen Herausforderungen, die im Laufe der Geschichte in den Kolonien auf den Plan traten, verschwinden hinter dem ironischen Blick, mit dem die Kritik die Ansprüche auf Fortschritt und Demokratie bedacht hat.

Die Weigerung, das »Koloniale« als sauberlich abgegrenzte Dimension der europäischen Geschichte zu belassen, bedeutet eine wesentliche Herausforderung für die historische Analyse. Doch mit der Entgrenzung des Kolonialismus ist das Risiko verbunden, dass wir einem Kolonialprojekt gegenüberstehen, welches vage zwischen 1492 und den 1970er Jahren verortet ist, dessen Kontext und Tragweite schwanken und das neben der Entwicklung eines ebenso zeitlosen »post-aufklärerischen« Europas steht. Dabei werden die Kämpfe nicht berücksichtigt, durch die im Verlauf dieser Epoche Möglichkeiten und Begrenztheiten immer wieder neu konfiguriert wurden. Aus diesem Grund sollte sich eine Neubestimmung des historischen Ortes des Kolonialismus sowohl gründlich mit der kritischen Forschung der letzten beiden Jahrzehnte auseinandersetzen als auch darauf bestehen, über die Beschränkungen hinauszukommen, die im Rahmen dieser Forschungsrichtung offenkundig geworden sind.

Die ambivalenten Eroberungen und Errungenschaften Europas oszillieren zwischen Versuchen, sein eigenes Verständnis der Welt nach außen zu propagieren, und den Anstrengungen, Kolonisatoren und Kolonisierte, Zivilisierte und Primitive, Zentrum und Peripherie voneinander abzugrenzen. Dadurch wurde der Raum der Imperien zu einem Feld, in dem Beg-

riffe nicht nur aufgezwungen, sondern auch infrage gestellt und leidenschaftlich debattiert wurden. Vom Augenblick der Französischen Revolution an warfen die Rebellen in der Plantagenkolonie Saint Domingue die Frage auf, ob sich die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte auf das französische Kolonialreich ebenso wie auf die französische Nation beziehe. Damit »universalisierten« sie die Idee der Rechte«, wie Laurent Dubois es formuliert.¹ Seither hat der politische Aktivismus, der sich innerhalb der Imperien und um die Frage der Kolonialherrschaft herausbildete, immer wieder nicht nur nach den Möglichkeiten gefragt, inwieweit die von Europa in Anspruch genommenen Ideen und Strukturen in den Kolonialwelten zu übernehmen oder zurückzuweisen sind, sondern sich auch an die Aufgabe gemacht, die Bedeutung der Grundbegriffe selbst zu verändern – wie schwierig das auch immer sein mochte.

Methodische und begriffliche Fragen stehen im Zentrum dieses Buches. Wie kann man Kolonialgesellschaften untersuchen und dabei die Tatsache im Auge behalten – ohne sich davon lähmen zu lassen –, dass die Werkzeuge der Analyse, die wir benutzen und die wir zu befragen versuchen, aus der Geschichte stammen?

Interdisziplinarität und der Konformismus der Avantgarde

Das jüngst gewachsene Interesse von Historikern an kolonialen Situationen verdankt viel dem Einfluss der Literaturwissenschaft und der Ethnologie; wissenschaftliche Arbeiten über Fragen des Kolonialismus haben ein ambitioniertes, interdisziplinäres Forschungsgebiet entstehen lassen. Doch das Grundproblem von interdisziplinärer Wissenschaft ist das gleiche wie innerhalb von Disziplinen: Konformismus, Ausgrenzung und Konventionen, etwa dass man in den »richtigen« Zeitschriften publizieren – ob in der *American Political Science Review* oder in *Social Text* – und die »richtigen« Leute zitieren soll, sei es nun Gary Becker oder Homi Bhabha. Wirtschaftswissenschaftler – um die in theoretischer Hinsicht am stärksten monolithisch aufgebaute Disziplin in der amerikanischen akademischen Landschaft zu nehmen – müssen für gewöhnlich innerhalb der Grenzen der neoklassischen Theorie arbeiten und abstrakte Modelle entwickeln und

1 Laurent Dubois, »La République métissée: Citizenship, Colonialism, and the Borders of French History«, in: *Cultural Studies* 14 (2000): 22.

testen. Ihnen wird wenig Anerkennung zuteil für Feldforschung, die sich den wirklichen Erfahrungen komplexer wirtschaftlicher Beziehungen zuwendet. In den *cultural studies* wird von Assistenzprofessoren erwartet, dass sie sozial konstruierte Kategorien dezentrieren, destabilisieren und aufsprengen, um zum *empowerment* subalternen Diskurse beizutragen. Wer die Norm der Transgression selbst zu überschreiten versucht, setzt sich dem Vorwurf aus, sich der eigenen Position nicht vergewissert zu haben. Die Kulturkritikerin mag Genuss aus ihrer disziplinären Hybridposition ziehen und doch eine Menge mit dem Ökonomen gemeinsam haben, der glaubt, die fortgesetzte Arbeit innerhalb der neoklassischen Modelle habe einen höheren Grenznutzen als ein Ausflug in die Ethnologie. Interdisziplinäre Forschung kann durch einstmals provokative Konstrukte verelenden, die zu Klischees verkommen sind, genauso wie eine Disziplin Gefahr läuft, durch professionelle Hierarchien, festgelegte Methodologien oder theoretischen Konservatismus verengt zu werden.

Der Drang zum Konformismus manifestiert sich in Lieblingswörtern von Wissenschaftlern, die Trends bestimmen: der *cultural turn*, der *linguistic turn* und der *historical turn*. Diese Ausdrücke bedeuten, dass Gelehrte in der Geschichtswissenschaft sowie in den Kultur- oder Sozialwissenschaften ihre intellektuellen Anliegen in einem Gleis zusammenlaufen lassen, und alle, die das nicht tun, sich auf einem Nebengleis oder in einer Sackgasse wiederfinden. Die Hinwendung zur Kultur in den 1980er und 1990er Jahren korrigierte in hohem Maße die Auswüchse der in den 1970er Jahren vorherrschenden Orientierung an der Sozialgeschichte und der politischen Ökonomie. Nach einer gewissen Zeit wurde den Wissenschaftlern jedoch gesagt, dass wir uns »jenseits der Wende zur Kultur« befänden, was – in den offenen Worten von einigen der nachdenklicheren Teilnehmer dieser Debatten – bedeutete, die Fragestellungen der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte wieder aufzunehmen. Der *cultural turn* brachte ausgezeichnete Forschungen und wertvolle methodische Überlegungen hervor, was auch für frühere und diesen folgende Richtungsumschwünge gilt.² Mittlerweile

2 Vgl. die Überlegungen zu den Einsichten und blinden Flecken der unterschiedlichen Wenden bei Victoria E. Bonnell/Lynn Hunt (Hg.), *Beyond the Cultural Turn: New Directions in the Study of Society and Culture*, Berkeley 1999, besonders die nachdenkliche Einleitung der Herausgeberinnen, und William H. Sewell, »Whatever Happened to the ›Social‹ in Social History?«, in: Joan W. Scott/Debra Keates (Hg.), *Schools of Thought: Twenty-Five Years of Interpretative Social Science*, Princeton (NJ) 2001: 209–226. Zu weiteren Wenden vgl. Terrence J. Donald (Hg.), *The Historic Turn in the Human Sciences*, Ann Arbor 1996;

hat aber eine Generation von Graduierten den Druck ihrer Mentorinnen und Kollegen erlebt, ihre Arbeit in eine bestimmte Richtung zu konzentrieren, ebenso wie die vorangegangene Generation Einflüssen unterlag, sich einem anderen Trend anzupassen. In der afrikanischen Geschichte vermied es meine Generation, sich mit Kolonialgeschichte zu befassen, aus Furcht, man werde meinen, wir betrieben »weiße Geschichte« – und trugen damit zur Flaute der *imperial history* bei, die später viele beklagten. Heute dagegen wird die Geschichte Afrikas vor den europäischen Eroberungen vernachlässigt. Die Offenheit von Gelehrten für neue Ideen und Forschungsrichtungen ist eines, »Wendungen« gemeinsam zu vollziehen etwas anderes.³

Die Interdisziplinarität hält ihre eigenen Fallstricke bereit. Dazu gehört besonders die Leichtgläubigkeit gegenüber anderen Wissensgebieten, auf die man sich im Falle des eigenen Terrains niemals begeben würde – etwa der Glaube eines Historikers, ein Zitat von Geertz bedeute schon, Ethnologie zu betreiben, oder ein Verweis auf Bakhtin sei gleichbedeutend mit dem Beherrschen von Literaturkritik. In einer anderen Disziplin geht man leicht Allerweltsweisheiten auf den Leim, versäumt interne Debatten und liest Leckerbissen auf, ohne sich über ihren Kontext klar zu werden. Das Heilmittel für diese Schwierigkeiten interdisziplinärer Arbeit besteht jedoch nicht in disziplinärer Enge, sondern in Disziplin: Eine gründlichere und kritischere Auseinandersetzung mit anderen Wissensgebieten, eine genauere und weiter ausgreifende Lektüre von Gesellschaftstheorie ist es, die unser methodologisches Verständnis sowohl neu konfigurieren als auch vertiefen kann.

Das Schreiben über den Kolonialismus hat während der letzten beiden Jahrzehnte eine doppelte – und positive – Wirkung auf scheinbar zementierte Wahrheiten gehabt: Erstens wurde die Erzählung vom Fortschritt, die von Europa ausstrahlte und dabei ignorierte, wie fundamental diese Geschichte mit den überseeischen Eroberungen verbunden war, infrage gestellt. Zweitens wurde die Verbannung von »Nicht-Europa« in den Hin-

Fredric Jameson, *The Cultural Turn: Selected Writings on the Postmodern, 1983–1998*, London 1998.

3 Antoinette Burton schreibt über einen *imperial turn* in der Geschichtswissenschaft, der mit dem zusammenhänge, was sie als »engstirniges« Bestehen auf dem »nationalen« Charakter Großbritanniens betrachtet. *After the Imperial Turn: Thinking With and Through the Nation*, Durham (NC) 2003: 9. Ich stimme ihr in vielem zu (siehe Kap. 6), doch die Kontrastierung zwischen den Engstirnigen und den Wendehälsen erscheint mir nicht als die wirkungsvollste Argumentationsweise.

terhof einer statischen Rückständigkeit zurückgewiesen und damit eine Sichtweise kritisiert, die nicht beachtete, wie das Schicksal dieser Regionen durch die Interaktion mit Europa geprägt worden war, und dabei andere Formen des Wandels und der Interaktion übersah. Der Sog der Trends ist in der Kolonialismusforschung und der postkolonialen Theorie wahrscheinlich nicht schwerwiegender als in anderen Bereichen wissenschaftlicher Forschung, sondern illustriert eher ein breiteres Problem des intellektuellen Lebens. Wie andere neue Wissensbereiche war auch die Kolonialismusforschung einer abfälligen Gegenreaktion ausgesetzt, die sich um die Einsichten und die fundierten Debatten in diesem Bereich nicht kümmerte – und auch nicht um die erhebliche Heterogenität, durch die sich die Arbeiten über koloniale Themen auszeichnen.⁴ Ich hoffe, auf den folgenden Seiten zwischen dem Konformismus der Avantgarde und der hoch-näsigen Verachtung des *ancien régime* im Bereich von Kolonisierung, Kolonialgeschichte und Entkolonialisierung hindurchsteuern zu können, indem ich mich auf spezifische begriffliche und methodologische Fragen konzentriere.

Das Einprügeln auf die Aufklärung und die Kritik an der Moderne sind in der Kolonial- und Postkolonialismus-Forschung zu regelrechten Lieblingsbeschäftigungen geworden. Deren Protagonisten wollen in ihren Positionen die Verteidigung von Moderne und Aufklärung gegen die anstürmenden Barbaren erblicken, welche die universellen Prinzipien gefährdeten, auf denen die demokratischen Gesellschaften beruhen.⁵ Eine Debatte auf einem solchen Abstraktionsniveau ist wenig erbaulich, nicht zuletzt deswegen, weil beide Seiten sich damit begnügen, die Rationalität der Aufklärung als Symbol zu behandeln, das von seiner historischen Bedeutung abgelöst ist. Darin liegt eine köstliche Ironie, denn die Europäer werden so zu den »Leuten ohne Geschichte«, während diese Wendung einst für die

4 Stephen Howe beschreibt die gegenseitige Verachtung, die Leute einander entgegenbringen, die sich als postkoloniale Theoretiker oder *imperial historians* bezeichnen. »The Slow Death and Strange Rebirths of Imperial History«, in: *Journal of Imperial and Commonwealth History* 29 (2001): 131–141.

5 Als Einstieg zur Kritik an der Moderne eignet sich Dipesh Chakrabarty, *Provincializing Europe: Postcolonial Thought and Historical Difference*, Princeton (NJ) 2000, während der angebliche Zusammenprall zwischen denen, die die Moderne erreicht haben (dem Westen), und jenen, die dazu unfähig sind (vor allem die Moslems), das Thema von Samuel Huntington, *Kampf der Kulturen: die Neugestaltung der Weltpolitik im 21. Jahrhundert*, aus dem Amerikanischen von Holger Fliessbach, München/Wien 1996 (Originalausgabe: *The Clash of Civilizations and the Remaking of World Order*, New York 1996) ist.

Kolonisierten reserviert war. Beide Seiten sind damit zufrieden, dass unveränderliche und unvermittelte Bilder von Vernunft, Liberalismus und Universalität als Platzhalter für eine viel verwobenere Entwicklung dienen, in deren Verlauf Status und Bedeutung dieser Begriffe sehr kontrovers diskutiert worden sind.⁶ Weniger amüsant ist die Ironie, dass die Kritik der Moderne, die einst ausgezogen war, eine selbstzufriedene, Europa-zentrierte Fortschrittserzählung aufzuweichen, am Ende diese Kategorie als das bestimmende Charakteristikum der europäischen Geschichte konserviert hat, auf das alle anderen zu reagieren haben. Nur eine präzisere historiographische Praxis kann uns aus dieser verworrenen Diskussion heraushelfen.

In Kapitel 2 greife ich das eingangs erwähnte Paradox auf, nämlich dass das wissenschaftliche Interesse an der Analyse des Kolonialismus gerade dann seinen Höhepunkt erreichte, als der Kolonialismus kein politisches Problem mehr darstellte. Der Ausgangspunkt ist Georges Balandiers Aufsatz über die »koloniale Situation« von 1951. Es handelt sich dabei um einen Aufruf zur Analyse der Kolonialherrschaft, bei der die Werkzeuge, die bei der Erforschung indigener Gruppen perfektioniert worden waren, nun auf die »Totalität« der Zwangsmittel sowie die strukturellen und ideologischen Mechanismen der Kolonialmacht übertragen werden sollten. Dieser Aufruf kam zwar zur rechten Zeit, blieb aber weitgehend ohne Echo, weil die Gelehrten (einschließlich Balandier selbst) stärker von den Möglichkeiten fasziniert waren, jene Gesellschaften zu modernisieren, denen dies bislang verwehrt geblieben war. Zudem waren sie aber auch fasziniert von den Befreiungsbewegungen selbst. Mein Beitrag nimmt die wechselnden Schwerpunktsetzungen der Wissenschaft bei der Analyse kolonialer Gesellschaften während des halben Jahrhunderts seit der Intervention Balandiers in den Blick. Er tut dies jedoch nicht als Abfolge von Paradigmenwechseln, sondern als einander überlappende und einander widerstreitende Perspektiven, die sämtlich in Beziehung zur wechselhaften Politik der Entkolonialisierung stehen.

Teil II dieses Buches wendet sich den Schlüsselbegriffen zu, in denen die aktuelle Hauptrichtung der Wissenschaft besonders verdichtet zum Ausdruck kommt, und zwar in der Kolonialismusforschung ebenso wie in

6 Vgl. Eric R. Wolf, *Die Völker ohne Geschichte: Europa und die andere Welt seit 1400*, aus dem Amerikanischen von Niels Kadritzke, Frankfurt am Main/New York 1986 (Originalausgabe: *Europe and the People without History*, Berkeley 1982); Bezug im Text auf den amerikanischen Originaltitel.

anderen interdisziplinären Unternehmungen. Die Verwendung dieser Begriffe hat neue Denkrichtungen und wichtige Forschungen hervorgebracht, sie verdienen aber eine genauere Betrachtung, die vom Sog der mit ihnen verbundenen wissenschaftlichen Trends bisher weitgehend unterdrückt worden ist. Ich werde mich detailliert mit drei Begriffen befassen – Identität, Globalisierung und Moderne – und im weiteren Verlauf dieser Einleitung Fragen nach Begriffen wie Kolonialität, Postkolonialität und Rationalität nach der Aufklärung aufwerfen. Wenn ich dem analytischen Wert dieser Begriffe auf den Grund gehe, will ich nicht von den Forschungsgegenständen abrücken, die jene im Auge haben, die diese Begriffe benutzen. Ich möchte vielmehr danach fragen, ob sie den anstehenden Aufgaben genügen.

Identität, Globalisierung und Moderne nehmen in den wissenschaftlichen Moden einen großen und sich weiter ausdehnenden Platz ein, während Modebegriffe einer früheren Wissenschaftsära wie *Industrialisierung*, *Urbanisierung* und *Modernisierung* auf niedrigerem Niveau stagnierten.⁷ *Identity* hat dabei das Rennen gemacht, und auch wenn *modernity* nicht so »in« ist wie *identity*, so hat sie doch *modernization* – einen verwandten Begriff mit anderer Valenz – im Jahr 1995 überholt.

Die Benutzung dieser Begriffe ruft wichtige Themen auf den Plan: Subjektivität und Partikularität im Selbstbild der Menschen; die augenscheinlich zunehmende Bedeutung grenzüberschreitender Interaktion in der heutigen Welt; und die Macht zum Guten oder Schlechten, die anscheinend vom Bild des historischen Wandels als einer Bewegung nach vorne ausgeht. Alle drei Begriffe sind nach meiner Überzeugung wichtig als Akteurskategorien, als Termini, die in Politik und Kultur der Gegenwart verwendet werden. Sie müssen hinsichtlich ihrer häufig einander widersprechenden Formen verstanden werden, in denen sie zum Einsatz kommen. Das Problem entsteht aus der verbreiteten Benutzung dieser Begriffe als Instrumente wissenschaftlicher Beschreibung und Analyse. Diese Praxis führt dazu, die Probleme von sozialem Zusammenhang, grenzüberschreitender Interaktion und langfristigem Wandel, auf die sich die fraglichen Begriffe beziehen sollen, eher zu vernebeln als sie zu erhellen. Es ist an sich nichts Verkehrtes daran, einen Terminus sowohl als analytische und zugleich als Akteurs-Kategorie zu verwenden; doch wenn man dies tut,

7 Vgl. Daten der Datenbank ArticleFirst von OCLC. Daten über Bücher aus dem Katalog der Stanford University deuten in eine ähnliche Richtung: Der Begriff *modernity*, der in Buchtiteln um 1980 fast nie vorkam, überholte 1991 den Begriff *modernization*.

muss man sich mit zwei Problemen auseinandersetzen. Erstens ergibt sich die Nützlichkeit einer analytischen Kategorie nicht aus der Häufigkeit ihrer Verwendung als Akteurs-Kategorie: Diese Begriffe müssen analytische Arbeit leisten, Phänomene unterscheiden und auf wichtige Fragen aufmerksam machen. Zweitens kann das Bestreben der Wissenschaft, analytische Kategorien auszuarbeiten und zu schärfen, die Art und Weise verdecken, wie historische Akteure ähnliche Termini benutzt haben. Es kann so die Aufgabe noch komplizierter machen, die Formen von Diskursen in ihrem jeweils eigenen Zusammenhang zu verstehen.

In diesen Kapiteln geht es beileibe nicht einfach um Worte – obwohl in allen drei Fällen die Wissenschaftssprache den gewöhnlichen englischen Sprachgebrauch zusätzlich verwirrt. Es handelt sich vielmehr um begriffliche Probleme, die von der Literatur über diese Termini aufgeworfen werden. Wer etwa den analytischen Nutzen der Kategorie *Identität* infrage stellt, unterstellt damit nicht, dass die partikularen oder subjektiven Anliegen von Menschen – im Hinblick auf Geschlecht, Ethnizität oder jegliche andere Form der Affinität – zugunsten der großen Universalismen kleingedredet werden sollten: ob es sich also nun um die liberale Idee der Staatsbürgerschaft gleichwertiger Individuen handelt oder um die marxistische Vorstellung der Klasse. Will man aber verstehen, welche Vorstellungen Menschen von Gemeinsamkeit, Zugehörigkeit und Nähe haben, so erfordert dies einen Apparat präziser und differenzierter Begriffe.

Ein Großteil der neueren wissenschaftlichen Arbeiten über Identität benutzt das gleiche Wort für etwas, von dem behauptet wird, es sei allgemein, aber weich – was bedeutet, dass alle nach Identität suchen, Identität aber flüchtig, konstruiert und umkämpft ist –, und zugleich für etwas, das spezifisch und hart ist. Letzteres bedeutet, die Behauptung, »serbisch«, »jüdisch« oder »lesbisch« zu sein hieße, dass andere Unterschiede innerhalb dieser Kategorie im Interesse des Gruppenzusammenhalts zu vernachlässigen seien. Dieser widersprüchliche Sprachgebrauch macht uns hilflos, wenn wir das untersuchen sollen, was Gelehrte am vordringlichsten verstehen und erklären müssen: warum manche Affinitäten in manchen Kontexten eben zur Entstehung von solchen Gruppen führen, die ein hartes Gefühl der Einmaligkeit und des Antagonismus gegenüber anderen Gruppen aufweisen, während Menschen in anderen Fällen mit Abstufungen von Nähe und Verbindung arbeiten, mit Graustufen anstelle von schwarz und weiß leben und flexible Netzwerke anstelle schroff abgegrenzter Gruppen ausbilden. In dem gemeinsam von Rogers Brubaker und

mir verfassten Kapitel 3 plädieren wir nicht für ein weiter ausgefeiltes oder präziseres Wort für *Identität*, sondern für ein Spektrum begrifflicher Werkzeuge, die geeignet sind, ein Spektrum von Praktiken und Prozessen zu verstehen.

Mit den Begriffen der Globalisierung und der Moderne begegnen wir erneut zwei Wörtern und zwei wissenschaftlichen Arbeitsfeldern, die normative und analytische Kategorien vermengen und jene Meta-Erzählungen verstärken, die sie angeblich verabschieden wollen. Jemand, der die Modernisierungsdebatten der 1970er Jahre erlebt hat, kann die Debatten über Globalisierung und Moderne kaum wahrnehmen, ohne ein Gefühl des *déjà vu* zu verspüren. Die Vorstellung, die Menschen würden aus dem lähmenden Gehäuse des Kolonialismus und der rückständigen Traditionen befreit – wobei eine Konvergenz hin zu den gesellschaftlichen Praktiken und Lebensstilen des Westens entstehe –, war das Markenzeichen der Modernisierungstheorie in den 1950er und 1960er Jahren. In neuerer Zeit bestehen Experten und Gelehrte nun darauf, die Globalisierung sei ebenso unausweichlich wie erstrebenswert. Kritiker hingegen beklagen das als schädlich, was die Befürworter wiederum beharrlich als Wohltat preisen, während manche Gelehrte die Erzählung einer beständig zunehmenden Interaktion zwar akzeptieren, jedoch die daran geknüpfte Vorhersage bestreiten, dies führe zur Konvergenz. Ich argumentiere weder für noch gegen Globalisierung, sondern versuche vielmehr, das Problem sowie die damit verbundenen Fragen neu anzugehen. Ich möchte darauf hinweisen, dass das, von dem die Globalisierungs-Saga behauptet, es sei neu, überhaupt nicht neu ist, dass sie »große Entfernung« mit »global« verwechselt und es versäumt, die Untersuchung der Verbindung über Räume hinweg durch die Analyse ihrer Beschränkungen zu ergänzen. Schließlich verdreht sie auch die Geschichte der Imperien und der Kolonisierung, um sie einer Geschichtserzählung einzupassen, die auf ein vorbestimmtes Ziel zuläuft.⁸ Die Alternative zum Begriff der Globalisierung besteht nicht in der Verdinglichung des Staates oder irgendeines anderen Rahmens von Interaktionen. Sie ist vielmehr darin zu suchen, die Mechanismen von Verbundenheiten von der

8 A. G. Hopkins und Niall Ferguson unterscheiden sich erheblich in ihrer Interpretation der Wirtschaftsgeschichte des britischen *Empire*, doch beide versuchen ihre Positionen zu beglaubigen, indem sie diese mit Globalisierung in Zusammenhang bringen, was eher teleologisch als historisch ist. Hopkins (Hg.), *Globalization and World History*, London 2002; Ferguson, *Empire: The Rise and Demise of the British World Order and the Lessons for Global Power*, London 2002.

künstlichen Vorstellung der Globalisierung abzulösen und die Markierung von Territorien sowie die Überschreitung territorialer Grenzen auf spezifischere Weise zu untersuchen, als der lineare Begriff der Globalisierung dies nahelegt.

Die Kritik an der Modernisierungstheorie, die in den 1970er Jahren aufkam, hat den teleologischen und eurozentrischen Charakter dieser Theorie aufgezeigt. Doch wenn die Teleologie auch fortgeschwemmt ist, so ist das *telos* in Form einer blühenden Literatur über Moderne, koloniale Moderne und alternative Modernen geblieben, wobei die beiden ersten negativ statt positiv besetzt sind, während die dritte als positive nicht-europäische Spiegelung der anderen auftritt. In Kapitel 5 zeige ich, dass die heute diskutierte Moderne hoffnungslos durch die widersprüchlichen Bedeutungen verworren ist, die ihr zugeschrieben werden, und dass jeder Versuch, den analytischen Begriff zu schärfen, zum Verlust der Fähigkeit führen würde, die Bedeutungen von *modern* als indigene Kategorie zu verstehen – als die *modern* tatsächlich benutzt wurde. Die Anziehungskraft des Modernisierungsbegriffes speiste sich in den 1970er Jahren vor allem aus dem Umstand, dass er ein Paket bildete, in dem Veränderungen wie Urbanisierung, Wachstum von Marktökonomien und meritokratische Statussysteme zusammengefasst waren. Die Moderne der 1990er Jahre war durchaus immer noch ein Paket. Manchmal eher beklagt als gefeiert, manchmal als »alternative Modernen« neu zusammengesetzt, basierte es dennoch weiter auf der Annahme, die Alternativen müssten Modernen sein. Wenn Partha Chatterjee von der »bitteren Wahrheit« spricht, dass niemand in Europa glaubt, Inder »könnten Produzenten von Moderne sein«, dann gesteht er zu, dass Moderne das ist, was Europa hervorgebracht hat.⁹ Das Paket befindet sich noch immer auf seinem Sockel, und die Debatte über ein breites Spektrum von Problemen – von der Gleichheit der Frau in der Gesellschaft bis zur Wünschbarkeit freier Märkte – wird in Bezug auf die vorweggenommene Unterscheidung zwischen modern und rückständig geführt werden und nicht auf eine spezifischere und weniger teleologische Weise.

Als Wissenschaftler müssen wir verstehen, was Menschen meinen, wenn sie sich mit Identitätspolitik befassen, wenn sie der Unvermeidlichkeit und Wünschbarkeit des globalen Marktes das Wort reden oder wenn sie Bestrebungen nach sauberem Wasser und besserer Bildung zum Ausdruck bringen. Wir müssen auch ein präzises und prägnantes Vokabular

⁹ Partha Chatterjee, *Our Modernity*, Amsterdam/Dakar 1997: 20. Internet: www.sephish.org/pdf/partha1.pdf.

entwickeln, um Affinität, Verbindungen und Wandel zu analysieren. Wir sollten versuchen zu erklären, warum diese Vorstellungen in bestimmten Augenblicken Leidenschaften aufgerührt haben, in anderen aber nicht. Koloniale Eliten haben – manchmal – den Anspruch auf Legitimität erhoben, weil sie asiatische oder afrikanische Gesellschaften nach dem Bilde von Europas selbst erklärter Moderne neu gestalteten. Zugleich bestanden sie zu anderen Zeiten darauf, dass die Kolonien niemals modern sein könnten und sie nur in die Irre gingen, wenn ihre Statushierarchie untergraben würde, und dass die europäische Herrschaft notwendig sei, um diese konservative Ordnung zu bewahren. Diese Auseinandersetzungen lassen sich eher als Debatten *innerhalb* der Geschichte der Kolonisierung analysieren denn als »koloniale Modernität«, die vage zwischen der Aufklärung und der Gegenwart verortet ist. Das Verständnis lokaler Kategorien – ob sie nun einem französischen Kolonialminister, einem afrikanischen Gewerkschafter oder einem islamischen Religionsführer nahe sind – erfordert es zu fragen, wie die Menschen ihre Gedanken zusammengefügt haben. Mit anderen Worten: Die Gelehrten müssen sich der Anstrengung unterziehen, von ihren eigenen Kategorien zu abstrahieren.

Teil III entwickelt Alternativen zur Einebnung von Zeit, Raum und Interaktion, wie die soeben betrachteten Begriffe sie implizieren. Dabei stelle ich zuerst allgemeine Überlegungen an und wende mich dann einem Fallbeispiel zu. Kapitel 6 zeigt, dass man, anstatt eine Geschichte vom unausweichlichen Aufstieg des Nationalstaates und der Vorstellung von der Nation während der letzten beiden Jahrhunderte zu entfalten, eine viel aufschlussreichere Geschichte erzählen kann, wenn man eine längere Zeitperiode und eine vielfältigere Reihe politischer Formen betrachtet. Denn für imperiale Herrscher – angefangen vom Römischen Reich über das Osmanische und Österreichisch-Ungarische Reich bis zur *Communauté Française* und zum Britischen Commonwealth – brachte das Regieren einer imperialen politischen Einheit ein anderes Bündel von Strukturen und eine andere Vorstellung vom politischen Raum hervor als der Nationalstaat. Diese Herrscher waren immer gezwungen, die Inkorporierung von Menschen und Territorien gegen die Differenzierung auszubalancieren, durch die die Macht und das Zusammengehörigkeitsgefühl der herrschenden Elite aufrechterhalten wurden. In diesem Kapitel werden kontinentale und See-Imperien, »moderne« und »vormoderne«, europäische und nicht-europäische Reiche in einen einzigen Bezugsrahmen gestellt. Sie alle hatten nämlich teil am Kalkül des Ausbalancierens von Inkorporation und

Differenzierung und interagierten und konkurrierten miteinander um Ressourcen – doch taten sie das auf unterschiedliche Art und Weise.

Auf eine ähnliche Weise lässt sich viel lernen, wenn man politische Mobilisierungen innerhalb und gegen Imperien nicht einfach in der Art betrachtet, dass eine Gemeinschaft oder Nation sich gegen das Eindringen einer fernen Macht auflehnt. Politische Bewegungen haben vielfältigere Handlungsrepertoires entwickelt, auch entterritorialisierte Formen der Affinität – Pan-Afrikanismus, Pan-Slavismus, Islamismus, christlichen Humanismus, proletarischen Internationalismus – und ebenso Versuche, die imperiale Einheit selbst zu reformieren und umzustrukturieren. Dabei wurde häufig die imperiale Ideologie zur Grundlage für Ansprüche gegenüber den Herrschern des Imperiums gemacht. Erst mit dem Zusammenbruch der letzten Imperien in den 1960er Jahren wurde der Nationalstaat zur allgemeinen Form der Souveränität. Bis zum Ende dieser Imperien hatten manche ihrer Akteure versucht, die Bedürfnisse der Imperien nach Inkorporierung in Ansprüche auf imperiale Ressourcen und politische Artikulationsmöglichkeiten umzumünzen. Es besteht aber kein Grund zum Bedauern, dass das Imperium aus dem politischen Repertoire verschwunden ist. Ein präziseres Verständnis für die durchaus jüngeren Wurzeln des Nationalstaates kann jedoch eine differenzierte Diskussion über unterschiedliche Formen politischer Organisation und ihre Konsequenzen anregen, ohne der Teleologie des *nation-building* oder der pauschalen Verurteilung jeglicher Staatsmacht zu verfallen. Unter jener Voraussetzung kann es eine solche Diskussion auch vermeiden, das Imperiale als Attribut jeglicher Spielart von Macht zu begreifen oder die sentimentale Vorstellung zu hegen, vergangene Imperien seien Modelle strengen und verantwortungsvollen Regierens der Fähigen über die Unfähigen.

Kapitel 7 beruht auf meinen Forschungen im Senegal und in Frankreich. Es zeigt an einem Beispiel, wie die Schöpfer eines Imperiums und die Führer sozialer Bewegungen innerhalb eines imperialen Rahmens agierten und diesen Aktionsraum dadurch veränderten, indem sie ihn benutzten. Die Arbeiter- und politischen Bewegungen in Französisch-Westafrika bemächtigten sich in den 1940er und 1950er Jahren der Sprache des französischen Nachkriegs-Imperialismus – und zwar in einem Augenblick, als es für Frankreich wichtiger denn je war, über geordnete, produktive und legitime Kolonien zu verfügen. Sie verwandelten diese Sprache in Forderungen nach Gleichheit von Löhnen, Zuwendungen und letztlich auch des Lebensstandards aller Menschen, von denen die Regierung behauptete, sie

seien Franzosen. Diese makellose Logik der Gleichwertigkeit wurde durch wohlorganisierte Protestbewegungen unterstützt und war Bestandteil der weltweiten Debatten über Selbstbestimmung und antikoloniale Bewegungen von Vietnam bis Nordafrika. Die französische Regierung sah sich dabei vor das Dilemma gestellt, entweder die Idee eines Größeren Frankreich aufzugeben oder ihre Bürger in der Metropole mit endlosen Forderungen und einer unbezahlbaren Rechnung zu konfrontieren. Die nationale Vorstellung von Frankreich wurde in demselben Prozess konsolidiert, der zur Entstehung von Nationalstaaten in Nord- und Subsahara-Afrika führte.

Kritische Geschichte und ahistorische Geschichte

Die hier vorgetragenen Argumente sind historischer Natur. Damit ist jedoch keine Polarisierung gemeint zwischen einem Bereich, den man als Kolonialforschung – oder allgemeiner als Interdisziplinarität – bezeichnen könnte, sowie einem anderen namens Geschichte. Eine derartige Einteilung würde ebenso die erheblichen Unterschiede und Kontroversen verdecken, die innerhalb all dieser Zusammenhänge bestehen, wie die gegenseitige Befruchtung, die über jene Linien hinwegreicht, mit denen Gelehrte ihre Territorien markieren. Mir geht es nicht darum, irgendein Forschungsgebiet insgesamt zu kritisieren oder genau zu bestimmen, was die einzelnen Bezeichnungen nun bedeuten. Vielmehr möchte ich mich auf die Schlüsselbegriffe selbst konzentrieren: Ihre Leistungen und ihre blinden Flecken sind einzuschätzen, ebenso wie schließlich die Einsichten, die sie vermitteln, und die Schwierigkeiten, die sich ergeben, wenn man sie benutzt, um Wandel im Zeitverlauf zu untersuchen.¹⁰

Die Historikerzunft ist zweifellos durch jene Impulse neu belebt worden, die von Neulingen im Wissenschaftsbetrieb und nicht zuletzt von Gelehrten aus Afrika und Asien ausgingen. Weitere Anregungen erfuhr sie

¹⁰ Andere haben versucht, unterschiedliche Richtungen innerhalb der postkolonialen Theorie zu bestimmen und zu untersuchen, zuletzt Suvir Kaul/Ania Loomba (Hg.), *Postcolonial Studies and Beyond*, Durham (NC) 2005. Die *subaltern studies* standen im Mittelpunkt einer Analyse, die sowohl ihre Leistungen anerkannt als auch einige ihrer Voraussetzungen und Tendenzen kritisiert hat. Siehe das Forum in *American Historical Review* 99 (1994): 1475–1545, sowie David Ludden (Hg.), *Reading Subaltern Studies: Critical History, Contested Meaning and the Globalization of South Asia*, London 2002.

durch die in anderen Disziplinen geführten Debatten sowie durch die zwar sichtbare, aber häufig überschrittene Grenze zwischen der akademischen Geschichtsschreibung und dem heterogenen geschichtsinteressierten Publikum. Nach meiner eigenen Erfahrung und jener von vielen weiteren professionellen Historikern meiner Generation war die Forschung über Kolonialimperien in den 1970er Jahren zu einem der toten Felder innerhalb der Geschichtsschreibung geworden. Wer die Grenzen der historischen Forschung erweitern wollte, wandte sich Afrika, Asien oder Lateinamerika zu oder versuchte, Europa und Nordamerika »von unten« zu betrachten. Die Wiederbelebung des Interesses an der kolonialen Welt in der folgenden Generation ist Ausdruck des Einflusses der Literaturwissenschaft und Ethnologie. Hinzu kommen vor allem breitere intellektuelle Strömungen, die die grundlegenden Erzählungen und Formen in Frage stellten, in denen Wissen konfiguriert wird. Die Historiker mussten sich damit auseinandersetzen, dass die neuen Herausforderungen nicht einfach darin bestanden, dem zuvor auf Europa bezogenen Kanon eine afrikanische oder asiatische Komponente hinzuzufügen, sondern darüber nachzudenken, was wir mit Europa, Afrika und Asien meinen und wie sie einander im Laufe der Zeit geformt haben (siehe Kapitel 2).

Inzwischen sind es aber die interdisziplinären Bereiche der *colonial* und *postcolonial studies*, denen eine neue Ausrichtung gut täte, insbesondere eine striktere historiographische Praxis. Diese Forschungsgebiete haben einer großen und transkontinentalen Öffentlichkeit den welthistorischen Ort des Kolonialismus vermittelt. Doch in weiten Teilen dieses Forschungsfeldes wurde einem generischen Kolonialismus – zeitlich angesiedelt irgendwo zwischen 1492 und den 1970er Jahren – die entscheidende Rolle bei der Bestimmung des postkolonialen Moments zugeschrieben, in dem bösartige Hierarchien und Ausbeutung sich verurteilen lassen sowie die Ausbreitung kultureller Hybridität und das Aufbrechen kultureller Grenzen gefeiert werden kann.

Gewiss lässt sich Historikern zuweilen der Vorwurf machen, sie betrachteten ihre eigene Beschäftigung mit Quellen als unproblematisch gegenüber Ort und Zeit, so als ob die Quellen für sich selbst sprächen. Das unter Laien verbreitete Bild von der akademischen Geschichtsschreibung als einer Aneinanderreihung von reinen Fakten enthält sicherlich ein Körnchen Wahrheit. Die Erzählungen der Historiker beruhen auf Konventionen des Erzählens, die nicht immer reflektiert werden. Dennoch bringt die zeitliche Selbstverortung der Historiker eine Gegenbewegung gegen die

Homogenisierung ihrer Kategorien mit sich: Zwar erzählen manche Historiker die Vergangenheit, als habe sie unvermeidlich zur Gegenwart geführt, doch unterscheiden sie immerhin Vergangenheit und Gegenwart, während eine andere Historikerin in derselben Gegenwart die Vergangenheit anders interpretieren mag. Die historische Praxis zeigt, dass bei allen Unterschieden des Antriebs und des Kontextes der Handlungen von Männern und Frauen ihre Interaktionen sich doch im Zeitverlauf entwickeln; Kontexte werden neu konfiguriert und prägen künftige Möglichkeiten und Schlüsse.

Wenigstens ein Teil der Kritik hat mittlerweile zu positiven Resultaten geführt. Auf dem im Juni 2004 abgehaltenen Kongress der einst etwas betulich-altbackenen und aufs Nationale konzentrierten *Society for French Historical Studies* gab es 17 Sektionen mit nahezu vier Dutzend Vorträgen vorwiegend von jungen Historikerinnen und Historikern, die sich mit Fragen der Kolonialgeschichte beschäftigten und in denen neues Quellenmaterial aus Archiven und anderen Zusammenhängen präsentiert wurde. Dabei wurde aus kolonialer Perspektive die Bedeutung von Staatsbürgerschaft, Recht, sozialer Wohlfahrt und von »Frankreich« selbst erweitert. Im Folgenden werde ich sowohl auf die Bedeutung der Kritik an der Historikerzunft hinweisen wie auf deren Grenzen, die vor allem dort zu suchen sind, wo ahistorische Methodologien eingesetzt werden, um Fragen zu beantworten, die unvermeidlich historischer Natur sind.

Ashis Nandy argumentiert, die Geschichtswissenschaft sei von ihren imperialistischen Ursprüngen nicht abzulösen; sie setze notwendig das Verständnis der Imperialisten über die Vergangenheit der Menschen über deren eigene Vorstellungen. Für manche Historiker verengt die Geschichtswissenschaft den Zickzacklauf der Zeit auf lineare Pfade, privilegiert den Staatsaufbau gegenüber anderen Formen menschlichen Zusammenlebens und erzählt eine Geschichte des Fortschritts, die Afrikaner oder Asiaten unvermeidlich beiseite lässt. Damit fehlen ihr einige entscheidende Merkmale, um universell zu sein.¹¹ Diese Argumente stellen eine durchaus triftige Kritik an vielen Geschichtskonzeptionen dar: Laufen sie aber auf eine Anklage der Geschichtswissenschaft selbst hinaus? Nun ist die Anklage gegen die Geschichte selbst historisch. Leitet man die Geschichtswissenschaft aus dem Imperialismus ab, so stattet man ein Phänomen mit Macht aus, das selbst historisch verortet ist. Das lässt die Frage unbeantwortet, ob es ausreicht, den Imperialismus als Schattenseite der Moderne

11 Ashis Nandy, »History's Forgotten Doubles«, in: *History and Theory* 34 (1995): 44–66.

zu *benennen*, oder ob zu seinem Verständnis eine eingehendere Untersuchung erforderlich ist, die dann in der einen oder anderen Form historisch zu sein hätte. Dabei mag die Praxis vieler Historiker sehr wohl eine »unwiderrufliche Verknüpfung zwischen Geschichtswissenschaft und Nationalstaat« nahelegen, aber die Belege dafür, dass der Nationalstaat so universal nicht ist, sind eine andere Art von Geschichte, die eine größere Bandbreite politischer Phantasie dokumentiert.¹² Die akademische Geschichtsschreibung hat wie alle anderen Wissenschaftsdisziplinen ihre Eigenheiten, und das Argument, andere Sichtweisen auf die Vergangenheit seien vielfältiger und lebendiger, trifft nur zu, wenn man sie zusammenfasst – und das wiederum gehört nun seinerseits zum Kerngeschäft der Wissenschaft.

Die Selbstzufriedenheit der Historiker mit den europäischen Grenzen ihres Faches wurde dann durch Edward Saids *Orientalismus* (1978) erschüttert. Said zeigte, wie bestimmte Vorstellungen über asiatische Gesellschaften tief mit dem literarischen Kanon Europas verwoben sind. Said wurde bald dafür kritisiert, dass er ein so geschlossenes Bild vom kolonisierten »Anderen« zeichne, dass kein Raum bleibe für alternative Konstrukte, auch nicht von Arabern, Afrikanern oder Südasiaten. In seinem darauffolgenden Buch *Kultur und Imperialismus* suchte Said die Balance wiederherzustellen, indem er nicht die scharfe Unterscheidung zwischen europäischen und indigenen Diskursen betonte, sondern vielmehr die Anstrengungen kolonisierter Intellektueller hervorhob, zwischen diesen beiden Polen zu arbeiten und gegenläufige Sprachen der Befreiung zu entwickeln.¹³ Auch solche Überlegungen sind historisch.

Die auf Said zurückgehende Sicht eines Europa, das sich selbst und seine Anderen in Bezug aufeinander konstruiert, hat einen nachhaltigen Einfluss auf viele Disziplinen ausgeübt und zu deren kritischer Revision

12 Nicholas Dirks, »History as a Sign of the Modern«, *Public Culture* 2, Nr. 2 (1990): 25. Reflektierte Überlegungen zu Kritiken an der Geschichtswissenschaft und ihrer Beziehung zum Staat bietet Mamadou Diouf, »Des historiens et des histoires, pour quoi faire? L'histoire africaine entre l'état et les communautés«, in: *Revue Canadienne des Études Africaines* 34 (2000): 337–374.

13 Edward W. Said, *Orientalismus*, übersetzt von Liliane Weissberg, Frankfurt am Main/Berlin (West)/Wien 1981 (Originalausgabe: *Orientalism*, New York 1982) und *Kultur und Imperialismus: Einbildungskraft und Politik im Zeitalter der Macht*, übersetzt von Hans-Horst Henschen, Frankfurt am Main 1994 (Originalausgabe: *Culture and Imperialism*, New York 1993). Zu einer neueren Einschätzung des Einflusses von Said auf Historiker vgl. die Beiträge von Andrew Rotter, K. I. Fleming und Kathleen Biddick zu einem Forum über »Orientalism Twenty Years On«, in: *American Historical Review* 105 (2000): 1204–1249.

geführt. Es wurde aufgezeigt, dass es sich bei den Kategorien, die von Sozialwissenschaftlern vom 19. bis ins 21. Jahrhundert zur Untersuchung kolonisierter Gesellschaften benutzt worden waren, weniger um neutrale Instrumente zur Analyse anderswo angesiedelter Gesellschaften handelte, als vielmehr um die Bestandteile eines Prozesses der intellektuellen Befriedung und Ordnung der Welt. Das Vokabular und die Methoden, durch die die Eliten die Unterscheidung von sozialem Geschlecht, Klasse und Rasse kontrollieren konnten – der Achtbaren und Zivilisierten gegenüber den Ungebärdigen und Gefährlichen – wurden in den Metropolen wie in den Kolonien entwickelt. Ästhetik und Wissenschaft leisteten Beiträge zur Ordnung einer imperialen Welt. Die wissenschaftliche Forschung, die im letzten Vierteljahrhundert hierzu geleistet wurde, ging insgesamt mit einer eindrucksvollen Neubewertung der Geistes- und Kulturgeschichte einher. Sie lässt freilich die gleiche Frage offen, der sich Said nach dem Erscheinen seines Orientalismus-Buches gegenüber sah: nämlich ob diese Arbeiten so gelesen werden, als habe es ein kompaktes, von Europa aus verordnetes Gebäude kolonialer Moderne und Gouvernementalität gegeben, oder ob dies als Bezugsrahmen des Streits und der Debatte über den Charakter sozialer Unterscheidungen und sozialen Wissens quer über die Trennlinie zwischen Kolonie und Metropole hinweg verstanden wird.¹⁴

Manche Theoretiker des Postkolonialen haben sich nichts weniger zum Ziel gesetzt, als Vernunft und Fortschritt als Leuchtfeuer der Menschheit vom Sockel zu stoßen. Sie bestehen darauf, dass die Ansprüche universeller Gültigkeit, die mit der Aufklärung auftraten, nicht nur die Art und Weise verdecken, wie der Kolonialismus seine Macht zur Ausbeutung der Kolonisierten errichtete, sondern zugleich seine Fähigkeit, Begriffe wie Demokratie, Liberalismus und Rationalität zu definieren, nach denen von nun an das weltweite politische Leben abzulaufen habe. Indem sie diese universalisierende Moderne der hässlichen Partikularität des Kolonialismus entgegenhalten, reiten die postkolonialen Theoretiker eine frontale Attacke gegen die historische Meta-Erzählung, nach der Europa Schritt für Schritt

14 Diese Ansätze sind stark von Michel Foucault beeinflusst, den Said sowohl benutzt wie kritisiert hat (siehe Kapitel 2). Afrikawissenschaftler sind von Valentin Mudimbe aufgefordert worden zu prüfen, ob die »koloniale Bibliothek« die Art und Weise geprägt hat, in der der Begriff Afrika konstruiert wurde, während Gaurav Desai möchte, dass wir uns »die koloniale Bibliothek neu als Raum des Widerstreits vorstellen«. V. Y. Mudimbe, *The Invention of Africa. Gnosis, Philosophy, and the Other of Knowledge*, Bloomington (IN) 1988; Gaurav Desai, *Subject to Colonialism: African Self-Fashioning and the Colonial Library*, Durham (NC) 2001: 4.

die despotischen Aspekte seiner eigenen Vergangenheit zurückweist und ablegt und sich selbst zum Modell für den Rest der Welt macht. Einige unter ihnen hoffen, uns davon zu überzeugen, »die scheinbar mächtige, daraus folgende *Anmaßung* aufzugeben, Liberalismus und auch Demokratie (selbst die angeblich radikale) hätten Anspruch auf irgendein *besonderes* Privileg unter den Arten, die politische Form unseres kollektiven Lebens zu organisieren«.¹⁵

Bevor wir solche Vorstellungen aufgeben, tun wir gut daran, nicht nur sorgfältig zu überprüfen, was genau diese Vorstellungen sind, sondern auch, wie sie benutzt wurden – und wie sie vielleicht dadurch, dass sie von Menschen in den Kolonien benutzt wurden, eine neue Bedeutung erhalten haben. Wir sollten sorgfältig prüfen, was wir sonst noch aufgeben: vielleicht die Instrumente, mit denen wir verschiedene Formen der Unterdrückung analysieren und kritisieren, angefangen beim lokalen Patriarchat bis hin zum globalen Kapitalismus?¹⁶

Mir geht es vor allem um die doppelte Fehlinterpretation, die dadurch entsteht, dass die Jahrhunderte europäischer überseeischer Kolonisierung in eine Kritik von Aufklärung, Demokratie oder Moderne einmünden. Zunächst ist da die Vernebelung der europäischen Geschichte: Denn dass die nicht-westliche Geschichte auf das Fehlen dessen reduziert wird, was der Westen hatte, impliziert unausgesprochen, dass der Westen es tatsächlich besaß. Alle Debatten und Konflikte innerhalb der europäischen Geschichte seit 1789 werden von der nach-aufklärerischen Kritik auf ein Wesen der Moderne reduziert. So entsteht ein Etikett für eine gesamte Epoche, wobei dieser Abstraktion kausale Bedeutung für die Prägung dessen zugeschrieben wird, was während des 19. und 20. Jahrhunderts in den Kolonien geschah. Zweitens wird die Geschichte der in den Kolonien lebenden Menschen ausgeklammert. Die Unterstellung einer kolonialen

15 David Scott, *Refashioning Futures: Criticism after Postcoloniality*, Princeton (NJ) 1999: 156 (Hervorhebung im Original).

16 Sympathisierende, doch kritische Ansichten zu den politischen Implikationen der *post-colonial studies* äußern Gayatri Chakravorty Spivak, *A Critique of Postcolonial Reason: Toward a History of the Vanishing Present*, Cambridge (MA) 1999, und Nicholas B. Dirks, »Postcolonialism and Its Discontents: History, Anthropology and Postcolonial Critique«, in: Scott/Keates, *Schools of Thought*, 244, 246; zu gegnerischen Positionen vgl. Sumit Sarkar, »The fascism of Sangh Parivar«, *Economic and Political Weekly*, 20.1.1993: 164 f.; ders., »The Decline of the Subaltern in Subaltern Studies«, in: *Writing Social History*, Delhi 1997: 81–108; Arif Dirlik, »The Postcolonial Aura: Third World Criticism in the Age of Global Capitalism«, in: *Critical Inquiry* 20 (1994): 328–356.

Moderne (siehe Kapitel 5) reduziert die einander widerstrebenden Strategien der Kolonisierung auf eine Moderne, die jene, die kolonisiert wurden, vielleicht nie erfahren haben. Damit wird nicht ausreichend berücksichtigt, wie die kolonisierten Menschen – nicht ganz erfolglos – versuchten, ihr Leben in den Zwischenräumen des kolonialen Machtgefüges aufzubauen und dabei die auf sie niedergehenden Lehren und Schlagwörter abzulenken, sie sich anzueignen und sie umzudeuten. Diese Argumentationsweise erlaubt es vielleicht, Widerstand zu würdigen oder subalternem Handeln zuzustimmen, wohingegen die Vorstellung, derartige Kämpfe hätten wirklich Konsequenzen für den Verlauf der Kolonisierung gezeitigt, in der Zeitlosigkeit der kolonialen Moderne verlorengeht. Die Haitische Revolution – und insbesondere die Möglichkeit, dass die Haitische Revolution tatsächlich Auswirkungen auf die Bedeutung von Staatsbürgerschaft oder Freiheit in Europa und Amerika gehabt haben könnte – bildet eine frappierende Leerstelle in wichtigen postkolonialen Texten ebenso wie in konventionellen Erzählungen über den Fortschritt Europas.¹⁷ Im Ergebnis wird Europa das Eigentumsrecht an Begriffen wie Menschenrechten und Staatsbürgerschaft eingeräumt – allerdings nur, um zum Gegenstand ironischer Herablassung angesichts ihrer Verbindung mit dem europäischen Imperialismus zu werden.

Das »Koloniale« in den *postcolonial studies* ist oft generisch: das, was Stuart Hall in einer einzigen Wendung zusammenfasst – »europäische und danach westliche Moderne nach 1492«. Diese Vorstellung ist räumlich diffus und erstreckt sich zeitlich über fünf Jahrhunderte; ihre Kraft zur Bestimmung der Gegenwart lässt sich behaupten, selbst wenn ihre Konturen unüberprüft bleiben.¹⁸ Könnte aber diese generische koloniale Ge-

17 Das Interesse, das Chakrabarty (*Provincializing Europe*) an der »Nach-Aufklärung« zeigt, veranlasst ihn nicht, die Nach-Aufklärung der Haitischen Revolutionäre zu erwähnen; auch Scott erwähnt Haiti nicht (*Refashioning Futures*); Robert C. Young erwähnt in *Postcolonialism: An Historical Introduction*, Oxford 2001, Haiti als Sklavenrevolte, nicht aber als Revolte, welche die Forderungen nach Emanzipation geprägt hat. Es war C. L. R. James, der die Bedeutung dieses Ereignisses gewürdigt hat. *Die schwarzen Jakobiner: Toussaint L'Ouverture und die Unabhängigkeitsrevolution in Haiti*, übersetzt von Günter Löffler, Köln 1984 (Originalausgabe: *The Black Jacobins. Toussaint L'Ouverture and the San Domingo Revolution*, London 1938).

18 Stuart Hall, »When Was the »Post-Colonial? Thinking at the Limit,« in: Iain Chambers/Lidia Curti (Hg.), *The Post-Colonial Question: Common Skies, Divided Horizons*, London 1996: 249. Merkwürdig ist die Formulierung von Young in seinem Buch über Postkolonialismus: »Das Postkoloniale privilegiert nicht das Koloniale. Es interessiert sich für Kolonialgeschichte nur soweit, wie diese Geschichte die Konfigurationen und Macht-

schichte nicht eine ebenso generische postkoloniale Gegenwart zur Folge haben?¹⁹

Ich stimme den postkolonialen Kritikern darin zu, dass die Übel des Kolonialismus des 19. und 20. Jahrhunderts eindeutig in den politischen Strukturen, Werten und Vorstellungen seines ihn umgebenden Zeitalters verankert sind. Der Kolonialismus war kein atavistisches Überbleibsel der Vergangenheit. Weniger überzeugend ist dagegen die isolierte Gegenüberstellung von nach-aufklärerischer Universalität und kolonialer Partikularität, die jene Dynamik ignoriert, die sich aus den Spannungen innerhalb einer jeden ideologischen Formation ergeben sowie aus jenen, die aus den Bestrebungen der Imperien resultierten, reale Verwaltungen über wirkliche Menschen einzurichten. Ein solcher Ansatz privilegiert den Standpunkt des Kritikers, der diese überhistorische Erscheinung entschlüsselt; daher das Etikett, das Gyan Prakash und andere ihrem Projekt angeheftet haben: das der »kolonialen Kritik«.²⁰

Eine derartige Kritik hat ihren Wert, vor allem weil sie Historiker – wie auch Ethnologen und andere Sozialwissenschaftler – dazu zwingt, ihre eigene epistemologische Position zu hinterfragen. Die Frage lautet, wie man die Grenzen versteht, die dem Standpunkt des Kritikers innewohnen, und wie darüber hinausgelangt. Ich möchte nun zu einer kurzen Analyse von einigen Spielarten des Schreibens übergehen, die man ahistorische Geschichtsschreibung nennen könnte und die für sich in Anspruch nehmen, sich mit der Beziehung zwischen Vergangenheit und Gegenwart auseinanderzusetzen, dies aber tun, ohne danach zu fragen, wie Prozesse sich im Zeitverlauf entfalten. Ich werde vier Arten erwähnen, Geschichte ahistorisch zu betrachten: Geschichten sammeln, chronologische Sprünge,

strukturen der Gegenwart bestimmt hat, soweit, wie ein Großteil der Welt noch immer in der gewaltsamen Zerrissenheit lebt, die sie nach sich gezogen hat, und soweit, wie die antikolonialen Befreiungsbewegungen die Quelle und Inspiration seiner Politik bleiben.« Sein Postkolonialismus setzt »einen gemeinsamen politischen und moralischen Konsens gegenüber der Geschichte und dem Erbe des westlichen Kolonialismus« voraus. Wie man in der Lage sein soll, einzuschätzen, wie »weit« man hier gehen muss, ohne die Geschichte zu studieren, liegt nicht auf der Hand, aber worauf es für Young ankommt, ist der *Standpunkt*, der aus dem Zusammenhang dessen herausgelöst ist, wogegen auch immer dieser Standpunkt gerichtet ist. *Postcolonialism*, 4 f.

19 Achille Mbembes aufschlussreiches und provokatives Buch *On the Postcolony*, Berkeley 2001, tendiert ebenfalls zu einer generalisierten Konzeption sowohl der Postkolonie als auch ihres kolonialen Vorgängers.

20 Gyan Prakash, »Subaltern Studies and Colonial Criticism«, in: *American Historical Review* 99 (1994): 1475–1490.